

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1927**

207 (7.9.1927) Die Mußestunde



# Die Klüßestunde

## Zur Unterhaltung und Belehrung

36. Woche / 47. Jahrgang Unterhaltungsbeilage des Volksfreund Karlsruhe, 7. Sept. 1927

Das außerordentlich und bei diesen Männern, wie beim Schützer, der letzte Augenblicke einer überaus tüchtigen Schamlosigkeit gewährt ist, das jedes Selbstgefühl im Bewußtsein völliger Abhängigkeit von der Rolle unterliegt, daß auch dieser Gentleman mit seiner lächelnden Bienenflanke und dem unvermeidlichen Einglas, den ringeligen Händen, manikürten Fingern und der vornehmen Geste schließlich nichts anderes ist als „Schiffersart“ oder der „Schleifische Gmit“ aus der Gfaher, Straße, ist selbstverständlich.

### Literatur

„Die Schweiz“, Straßensführer für Motorfahrer und Radfahrer von D. A. Wagner. Verlag: Hallwag AG, Bern-Schweiz. — Die Schweiz als eines der schönsten Reiseziele hat auch ihre touristische Literatur vorbildlich geordnet. Ein Beispiel dafür bietet der in neuer Auflage erschienene Straßensführer für Motorfahrer und Radfahrer von D. A. Wagner, Preis 4 M. Kartographische Darstellungen, fertige Anordnungen sind höchst übersichtlich und praktisch. Das praktische Buchlein enthält auch die neuen Bestimmungen über den Verkehr mit Motorfahrzeugen in den einzelnen Kantonen. Im Format des Baedeker ist dieser schweizerische Touristenführer in seiner Art, d. h. in Bezug auf Landkarten-Entwurf, dem klassischen deutschen Reisebuch ebenbürtig.

Dr. Schenkel, „Der Werkstudent, Rufe für das Hochschulstudium“. Preis 1,50 M. Zumenverlag, G.m.b.H., Potsdam. — Dr. Rühl, Schenkel, der durch seine früher erschienene Broschüre „Am Volkstisch zum Abiturienten“ manchen beruflich tätigen Jüngling den Mut gekostet und die Wege gewiesen hat, wie er sich durch eigene Kraft und Selbstunterricht die an unseren höheren Schulen gelehrten Kenntnisse aneignet und das Abiturienten-Examen bestehen kann, veröffentlicht jetzt im Zumen-Verlag in Potsdam eine neue Schrift „Der Werkstudent, Rufe für das Hochschulstudium“. Was eigener Lebenserfahrung sind die Ratschläge geschöpft. Während der Vorbereitung auf die verschiedenen Examina ist er genötigt gewesen, sich seinen Unterhalt zu verdienen. Er widmet sein Werk denjenigen, die gleich ihm die berufliche Tätigkeit nicht unterbrechen können und trotzdem das Hochschulstudium betreiben wollen. Sie sollen von ihm, der sich die richtigen Wege selbst erst hat suchen müssen, von Vorbereitern auf die rechte Bahn geführt werden, damit sie ohne Zeitverlust und Zerrungen ihr Studium durchzuführen können. Die verschiedenen Schritte des Berufes sind: Betrachtungen vor der Aufnahme des Hochschulstudiums, Die Kosten des Studiums, Einleitung und Durchführung des Studiums, Beendigung des Studiums.

„Das Land, das Gott vergaß“, so nennen die Eingeborenen jenes Gebiet der Staaten Arizona, Utah, Colorado und Neu-Mexiko, das der Colorado-Fluß durchwandert. Dort steht man heute noch Dinosaurier-Spuren in erdärtem Stein. Das neue Werk der „Koralle“ bringt einen interessanten Bericht über dieses wunderbare Land im fernsten Westen der Vereinigten Staaten, nämlich über die „Waldgesellschaft“ mit „Waldwunderungen in Escudor“, das „Waldfest der Alms“ und viel Lebens- und Lebenswertes sonst aus den Reichen der Natur und Technik.

Die Handhabung des Rechenstabes. Von Dipl.-Ing. Dr. S. Schüge. Der Rechenstab wird in Büro und Werkstatt, aber auch im Handwerker- und Arbeiterkreise mehr und mehr zum täglichen Gebrauchsgegenstand. Aber gerade die einfachen Leute kommen aus den Erklärungen oft nicht recht heraus. In diesem Büchlein wird zum ersten Male eine Anleitung gegeben, die sich von allem mathematischen Drum und Dran freigemacht hat und jedem, besonders aber gerade dem Handwerker und Arbeiter in ganz einfacher Weise zeigt, wie der Rechenstab zu benutzen ist und daß er tatsächlich der Universalrechenbeiwert bei jeder Berufsarbeit ist. Jede Verwendungsart des Rechenstabes ist knapp, aber eingehend beschrieben, und auch durch die Abbildung des Rechenstabes in der entsprechenden Stellung anschaulich gemacht. Das Buch ist mit seinen 100 Rechenbeispielen, die jeder nachrechnen soll, da Rechnung allein der Meister macht, bestimmt, leben in den Gebrauch des Rechenstabes einzuführen, soll aber außerdem auch als Nachschlagewerk für jeden Rechner von Wert sein. Im Verlag Dietz u. Co., Stuttgart, erschienen, kann das Büchlein für nur 1,20 M durch jede Buchhandlung bezogen werden.

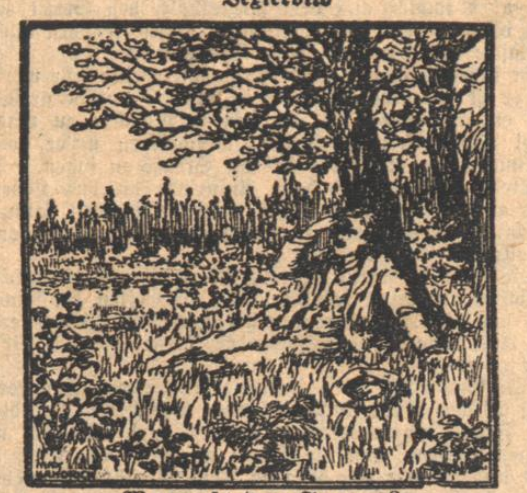
„Die eiserne Feste“ in Volksausgabe. Mit der Herausgabe der Werke J. A. Londons hat sich die Wägenstraße Gutsenberg, Berlin SW. 61, Dreimühlstraße 5, ein besonderes Verdienst erworben. Jeder Band der typographisch schön ausgestatteten Bücher ist zum Preise von 3 M erhältlich, wenn man Mitglied dieser Buchgemeinschaft ist. Jedermann kann es werden gegen Zahlung eines einmaligen Eintrittsgeldes von 0,75 M und 1 M monatlichen Beitrag. Dafür bekommt man jedes Vierteljahr ein Buch nach eigener Wahl ins Haus geschickt. Soeben erscheint als neuestes Werk in der Reihe der J. A. London-Volksausgabe der Roman „Die eiserne Feste“. J. A. London ist nicht allein der Dichter des Abenteuerlichen, er ist Soziologe, Marxist, Klassenkämpfer. Das zeigt deutlich dieses Buch, dessen außergewöhnliche Stellungnahme in der gesamten sozialistischen Literatur darin besteht, daß es, abgesehen von der logischen Konsistenz, mit der der Verlauf moderner Revolutionen, die Bagastigkeit des Proletariats und die brutal angewandten Machtmittel der herrschenden Klasse dargestellt werden, die bis heute unüberwundene Fähigkeit besitzt, die Lehre des Marxismus bildhaft verständlich zu machen. Die Grundlagen der Wirtschaft, das Verhältnis von Arbeit und Lohnwert werden allein auf diese Weise dem nicht logisch geschulten Arbeiter und besonders unserer Jugend plausibel gemacht. In der Lösung dieser schwierigen Aufgabe liegt die hohe Bedeutung von J. A. Londons „Eiserne Feste“.

Als neue Veröffentlichung des „Verlags Deutsche Einheit“ Wien ist erschienen: „Anschluß an Österreich“ von Dr. Wilhelm Gieseler. (Mit einer Uebersichtskarte.) Preis 1,80 M. — Die österreichische deutsche Arbeitsgemeinschaft hat sich die Aufgabe gestellt, die Frage des Anschlusses Österreichs an das Deutsche Reich in einer Reihe streng sachlich gehaltenen Denkschriften darzustellen, welche die durch den Anschluß in erster Linie verübten Teilgebiete des kulturellen und Wirtschaftslebens zum Gegenstand haben sollen. Das vorliegende Werk bildet das dritte Stück dieser Darstellungen und behandelt die Grenzverhältnisse in Österreich und im Reich. Es erörtert die technischen und wirtschaftlichen

Verhältnisse der österreichischen Wirtschaftskrisen im Hinblick auf Österreich und Deutschland, behandelt die damit verbundenen wirtschaftlichen Schwierigkeiten, bespricht die wirtschaftlichen Schwierigkeiten und stellt die für die Vereinigung auf dem Gebiete der Wasserrechts- und Elektrizitätsabgabe notwendigen Vorbereitungen auf. Die beigegebene Uebersichtskarte macht die innerdeutschen, die innerösterreichischen und die österreichisch-deutschen Energieverhältnisse ersichtlich. — Das Werk vermittelt in knappster Form alle wichtigen Einzelheiten einer für beide Staaten lebenswichtigen Frage. „Anschluß an Österreich“ wird schon wegen der befriedigenden Stellung des Verfassers, der gerade auf diesem Gebiete seit Jahren überragende Stellung einnimmt, auf allgemeines Interesse in jenen Kreisen zählen können, die sich mit den wirtschaftlichen Auswirkungen des Anschlusses vertraut zu machen wünschen. Ganz besonderes Interesse erweckt der Inhalt der Seiten 14 bis 21, der darlegt, welche gewaltige Kostenmengen im Deutschen Reich bei einer Verbundarbeit auf dem Wasserrecht mit Österreich erpart würden.

### Käselecke

Regierbild



Wo ruft der Junge?

### Käselecke

Gern sitzt man wenn die Sonne glüht, In meinem schattigen Raum, Streicht man ein Reigen weg, so steht Man sich an Strauch und Baum.

### Käselecke

Spitzen-Käselecke. Saal, Otter, Mund, Marter, Eis, Recht, Fische, Kobb, Da, Schein, Chor, Savel, Elbe = Sommerfrische. Zusammenfassung. Man bei me — Osnabrued.

Richtige Lösungen sandten ein: Dr. Kitzsch, Heinrich Meves, Wiele Keder, Karlsruhe.

### Witz und Humor

Furchtbare Drohung. Der Pleitegeier schwebt über Meiers Haus. Da kommt sein Buchhalter Müller und bittet um Gehaltszulage. „Nehmen Sie sich in Acht, junger Mann,“ schreibt Meier, „noch ein Wort und ich mache Sie zum Teilhaber.“

Englischer Humor. „Zum dritten Mal beobachtete ich jetzt schon die Unverfrorenheit, mit der Sie sich trampschaft bemühen, Smiths Aufsatz zum Abschreiben zu benutzen,“ sagte der Lehrer streng. „Towohl, Herr Professor,“ erklärte der getadelte Schüler mit erquicklicher Harmlosigkeit, „aber Smith schreibt auch eine entsetzlich unleserliche Handschrift.“

Zeitkritik. „Waren Sie gestern Abend im Korso, Fräulein Fanny?“ „Nein, ich ging schon um zehn Uhr zu Bett.“ — „Waren viele Leute da?“

Guter Rat. „Was soll ich tun, Mama? Der Herr gegenüber starrt mich ununterbrochen an.“ „Recht freundlich wegsehen.“

Nieder Simplicissimus. In Prokthelida bei Leipzig sollen in einem Hause nach Lufschluß die Treppen gestrichen werden. Der Hauswirt bittet daher die Mieter, an diesem Abend nicht auszugehen. Ein Mieter im dritten Stock, der in einer Verfallungung sprechen muß, ist trotzdem ausgegangen. Er kommt etwas angeschwemmt empör. Als er fast oben ist, entfällt ihm sein Sparschwein. Er klettert auf dem Geländer wieder hinunter, holt seinen Stock und klimmt auf demselben Wege von neuem empör. Wie er wieder fast oben ist, tritt seine Frau aus der Tür heraus und ruft: „Kauft, du brauchst dich nicht in acht zu nehmen, die Treppe ist nicht gestrichen worden, nur das Geländer!“

Bei der Heiratsermittlerin. „Und hier, meine Gnädigste, kann ich Ihnen einen Witwer empfehlen.“ „Nichts zu machen, ich will mir meinen Mann selbst dressieren!“ (Uff.)

Verantwortlicher Schriftleiter: Redakteur S. Winter, Karlsruhe.

### Der Talisman

Von Alexander Puschkin

Wo des ewigen Meeres Geschäume  
Sich an iden Felsen bricht,  
Wo zur Nacht durch dunkle Räume  
Wärmer Kraft des Mondes Licht;  
Wo in Saremsk verweilt  
Selig lebt der Wäselmann,  
Eine Zauberin gab ihm ein  
Eink mit einem Talisman.

Und lieblosend sprach sie: „Wabes  
Sorasam meinen Talisman!  
Kräfte birgt er, wunderbare,  
Dreum aus Liebe nim ihn an.  
Zwar von Krankheit und vom Grabe,  
Vom Gewitter und Orkan  
Deinen Kopf und deine Babe  
Rettet nicht mein Talisman.“

Bietet nicht der Mohammeden  
Schätze dir und Reichtum an,  
Die Bekenner der Propheten  
Macht er die nicht untertan;  
Von des Meeres iden Vorden  
Zu der Liebe Herzensband,  
Aus des Südens Sand, an Nordens  
Führt dich nicht mein Talisman.

Aber wenn von schönen, schlauen  
Augen du bezaubert bist  
Oder wenn in nächtigem Grauen  
Liedelos ein Mund dich küßt:  
Vor Bergeffen, vor Bernehen,  
Vor Verrat und Sünde dann  
Und vor neuen Herzenswehen  
Schützt dich, Freund, mein Talisman.“

### Der Nebel

Stimme von Robert Jacques

Der Nebel hing wie Lächer in der Luft. Es war, als ob die Welt verdampft worden und verunken wäre. Aber trotzdem man glaubte, nicht durch diesen grauen, biden Schleim schreiten zu können, hörte man die Rufe der Schiffe im fernen Hafen, als ob zwischen ihnen und unieren Öhren kein Nebel und kein Raum läge. Wir sahen auf dem Scheinleit des Ewers, der in einer kleinen Landbucht auf verankert war und den Nebel nicht zu fürchten brauchte. Wir erzählten uns vom Nebel, gepakt von der schaurigen Klänge des Hafenlärms, der wie verweilte Silberfische dicht bei uns durch die graue, fleckige Nacht klang, obwohl der Hafen meilenlang den Fluß hinauf lag.

Ich wußte eine Geschichte aus den Bergen, wo der Nebel zwei Wanderer, die sich in ihm verloren hatten, zueinander lockte und den einen, der nicht wußte, wie der Nebel flücht, in den Tod führte. Sie war vielleicht nicht wahr. Ein Schweizer Birt vom Valenlee hatte sie mir einst erzählt. Aber als ich diese Zweifel ausdrückte, schaute mich Himmil Kröger an, indem er seine Pfeife zwischen den Lippen loslöste. Himmil war ein junger Burich, der auf dem Fische von Timm Ohle mit in die See fuhr, wenn sein Vater im Herbst oder Frühjahr die Stürme mied und den Ewer in der Landbucht anband.

Dann wußte er beginnen. „Aber Sie müssen es niemand sagen!“ unterbrach er sich gleich, „das kann Geschwäh werden, und ich erzähle es nur, weil der Nebel jetzt so dicht daliegt und es einmal von meinem Herzen muß.“ Ich fühlte, als er erzählte, daß der

Nebel ihm das Erlebnis aus dem Herzen riß. „Ich fahre mit dem Timm Ohle. Der nimmt keine Frau immer mit auf See. Sie sagen ihm alle schon, das tut nicht gut. Pah sie zu Haus! Aber er kann nicht ohne sie. Sie ist eine Kabe, so eine schwarze. Sie hat auch andere Augen als uniere Mädchen. Deshalb hängt er vielleicht so an ihr. Im letzten Frühjahr wurde unier Steuermann krank, und Timm fand so rasch keinen anderen. Da nahm er einen aus dem Süden, keinen vom Wasser, so einen kleinen dunklen Mattenfänger aus Baden oder Württemberg. Efinger hieß er. Er spielte die Mundharmonika, während er steuerte, ob es Sonne oder Sturm war, konnte auf den Händen gehen, selbst wenn ein Reing durchs Wasser strich, und war immer spabhaft. Eigentlich mochten wir ihn. Er war gegen uns wie ein Ziegenbock gegen einen Ochsen. Deshalb mochten wir ihn.“

Aber ich sah bald, daß Timms Frau ihn gern anschaute. Das suchte mich. Doch ich bemerkte nichts mehr und dachte mir: Was der Fische selbst acht geben auf seinen Dünnerfall. Was nimmt er sie mit! Mir tut das Viebel nichts an. Da kümmerte ich mich nicht mehr um die beiden. Ich konnte die Frau nicht leiden. Nun kam eines Tages, wie wir so zwischen den Inseln fuhren, ein Nebel so wie heute. Deshalb muß ich es erzählen. Er lag um das Schiff wie Wei und war schwarz wie Rabenflanz. Man sah nicht vom Scheinleit bis zum Klüverbaum. Vorn am Bug hand der Kochjunge und hies ins Kubhorn, immer einen Ton langam nach dem anderen. Wenn ein Schiff unterwegs wäre! Wir hörten auch Dampf brummen und machten uns bereit. Aber es war so wie heute. Man glaubt: jetzt fikt er uns auf, und wir lagen da und nichts kam.

Da schimpfte Timm, er wolle sich nicht narren lassen und ging in die Koje. Ich sah auf dem Scheinleit hier, um für alle Fälle bereit zu sein, und hörte den Fische unter mir sich einen Steifen rühren. Der Junge hies immer ins Kubhorn. Der Efinger löste beim Steuer auf seiner Mundharmonika wie ein Star im März. Doch plötzlich hielt er auf. Da fühlte man den Nebel schwerer. Aber dann kamen Stimmen durch ihn. Sie waren so nah, als ob ich die Menschen, die sprachen, mit den Händen anfassen könnte. Sie flüsteren aber nur, und man sah nichts. Ich sah nicht vom Scheinleit bis zum ersten Mast. Ich wollte nicht abhören. Da lagte es im Nebel und die Mundharmonika des Steuermanns schlug rasch und fröhlich einmal auf. Gleich war sie still. Die flüsternden Stimmen klangen wieder verliert durcheinander und ganz nah. Ich wußte gleich, was es war. Ich feuerte den Jungen an zu haken. Was hatte ich mit dem Frauzimmer zu tun! Sie mochte schön tun mit dem sie wollte. Dann löste die Mundharmonika Eingers wieder einmal laut und allidlich, und gleich flüsteren und lachten die Stimmen hinterdrein. Es war, als ob ich's im Telefon hörte, ohne die Leute zu sehen. Ich darf vor Mut und zornig mich, nicht auszuweichen. Was die zusammen sprachen und lachten! Aus dem Nebel schmatzte und schmatzte es. Das war so unverkündet gemein, weil man niemand sah und doch die ganze Sache mit allen Einzelheiten und Klaffen mitmachen mußte.

Auf einmal hörte ich unter mir in der Koje Kärm. Ich sah durchs Scheinleit hinab. Timm stand auf. Ich ergriff zum Teufel. Jetzt kommt er herauf und hört die beiden so wie ich. Aber ehe ich noch weiter etwas denken konnte, traten seine Stiefel die Treppe und sein Kopf erschien über der Luke nabe vor mir. Er blieb eine Weile stehen. Hinten flüsteren sie und lästern noch immer. Da fuhr er mit dem Kopf heroor. Er knurrte wie ein geschlagener Hund. Seine Schritte liefen im Nebel. Das sah ich noch. Es war, als ob der Nebel ihn in einem Augenblick aufgesaugt hätte. Ich sprang erschrocken auf und will hin. Aber ich kann nicht. „So blas doch!“ rief ich dem Jungen zu. Das Entsetzen stand mir im Schund. In mir ging es wie ein Gewitter. So naher war es mir, als ob ich einen Schrei gehört hätte, als ob es sich ein paar Sekunden hinten auf dem Schiff im Nebel wie dunklere Schatten bewegt hätte. Dann stand rasch eine Gestalt hoch und wagerecht in dem Bret und verschwand. Der Junge blieb auf seinem Kubhorn. Den Fische ließ ich aus dem Nebel heranraien. Er zerrte keine Frau an der Hand hinter sich und warf sie die Treppe hinunter. Das Schiff fuhr eine Weile ohne Steuer. Aber ich kam nicht vom Platze.

Später ging ich hin und da hatte Timm Ohle das Steuer in der Hand und drehte sich von mir weg. Von dem Tage an hat keiner mehr den Efinger an Bord gesehen. — — —

Himmil wagte nicht, mich anzusehen. Der ganze ferne Daten raste im Nebel vor aufzigen Hülfen, und es war, als ob die



breiten Unachtsamkeit herbeiführt auf die Erde...  
Da rief plötzlich eine Stimme im Nebel ganz deutlich und klar:  
„Hinnit, Teufel, Hinnit, wo bist du?“

Wir antworteten. Nach einer Weile haben wir in der Wand  
des Nebels einen Schatten entstehen, der rasch dunkler wurde und  
auf uns zukam, und bald trat ein finstres Gesicht vor uns  
herauf. Er rief uns atemlos an: „Wo seid ihr? Man hört keine  
Stimme bis zum Kirchhof oben im Dorfe und ich seh auch eine  
halbe Stunde lang nach. Der verdammte Nebel. Was ich be-  
rühren wollte: Die Gendarmen waren im Dorfe. Sie haben den  
Namen Oble mitgenommen, und auch seine Frau. Was mag da  
los sein?“

Da schaute Hinnit in den Nebel hinein wie in ein Grab. Er  
dih seine dünnen Lippen aufeinander und sagte kein Wort.

## Mägdeberg und Hohenkrähen

Von Karl Birner

Wenn du willst vieles recht verstehen,  
Müßst du in Uralt's Seiten gehn.  
(Altes Sprichwort.)

Die Geschichte des Saans ist die Geschichte des gesamten  
Mittelalters, spiegelt den Aufstieg und den Zerfall der Ritter-  
schaft, enthält alle Anzeichen und Bedingungen, die zum Bauern-  
krieg führten und erlebte diesen selber und er umfaßt alle Taten  
vom Bauernkrieg bis zum Ende des dreißigjährigen Krieges. All  
dies ist im Saan zu schauen. Fast jedes Dorf erlebte  
Blinderungen und Brände, jede Familie hatte seine Schicksale und  
Romane, jede Burg hatte seine Kämpfe und Belagerungen, Siege  
und Niederlagen, Schwert- und Schreibeblenden.

Der Hohenwiel ist Zeuge schließlicher Uebermacht; der  
Weg zu diesem Ziel aber ist mit Brutalität gepflastert, über welche  
Eigenschaft auch der Kommandant Widerholt in nicht geringer  
Menge verfügte. — Daneben beherzigte der Hohenwiel in  
die Landschaft, aber nur durch seine Höhe und durch seine Burgen.  
Er untersteht sich von allen Seebauern dadurch, daß geschicht-  
lich über die alten Geschlechter auf seinen drei Burgen nichts  
Ehrenbürtiges in heutigem Sinne bekannt geworden ist, weder  
Raubtrabenspolitik, Siedereiten, Menschenraubereien mit Erpre-  
lungen noch Schindereien seiner Vorfahren. Bewahungen nach  
dieser Richtung, wie man sie öfter in allgemeinem Sinne in Seau-  
schlüberanen findet, müßen als Anmaßungen in die Verhältnisse  
der Zeit bezeichnet werden. — Das neuentstandene Geschichtsbild aber  
dienen der Mägdeberg und der Hohenkrähen. Von diesen  
beiden Bergen, insbesondere vom Hohenkrähen, steht fast nur  
Schlamm in den Bergnamen und selbst aus der Hälfte der  
Ritterbüchlein wissen die Ueberlieferungen nichts zu berichten.  
Also sind beide Berge doppelseitig besichtigt. Eine Spange jenseit  
Zeit hat herausgearbeitet, in welcher sich Desterreich und  
Württemberg um den Besitz des Mägdebergs nicht einig  
waren und zu welchem Streit dann die Bewohner der umliegenden  
Dörfer den Kampfsitz zu beschaffen hatten.

Durch Veräußerung und Verkauf des Pfandrechts ging im  
Jahre 1286 der Mägdeberg in das Eigentum des Hauses Würt-  
temberg über (der Hohenwiel erst 1298), während die übrigen Berge  
noch unter österreichischer Oberhoheit standen. Im Jahre 1378  
sahen die Städte am Bodensee und der Donau auch gegen den  
Mägdeberg. Am 2. August wurde schon der Vorhof gewonnen,  
woran 23 Mann der Besatzung zum Feind übergingen. Weil  
nur 24 Mann die Burg verteidigten, blieb übrig ein Mann und  
der Hauptmann Heinrich von Tettingen, Zimmerlin hatte sich die  
Besatzung zwei Wochen gehalten. Die Burg wurde darauf ge-  
brochen und blieb der Mägdeberg nur Burgstall.

Das Geschlecht derer von Fridingen sah auf dem hochbar-  
ten Hohenkrähen. Schon ums Jahr 1450 herum waren die Ritter  
v. Fridingen jedenfalls Schwanzhähne und Raubritter, denn sie  
hatten neben kleineren Raubereien auch Fehde mit den Eidgenos-  
sen. Im Jahre 1455 hatte der „bewährte Adel auf der Eid-  
genossen (Eidreich) etliche Ehrenleut von Strazburg be-  
raubt, gefangen und auf das Schloss Eglisau und auf hohen  
Kranen geführt“, sagt der Chronist. Infolge dieses Ueberfalls  
sahen die Eidgenossen über den Rhein gegen die Räuber und aer-  
kerten ihnen, was sie betreten. Nachdem die Gefangenen befreit  
waren, wurde 1455 am Donnerstag nach innerer Fronen Ge-  
burtsstag Friede geschlossen. Bei dem Einfall in das Gebiet  
der Eidgenossen war auch Graf Hans von Tengen. Dessen Urfaße  
zum Einfall war verhältnißlich, weil die Eidgenossen ihm vorher  
ohne Grund sein Tengen verbannt hatten.

Im Jahre 1455 sah auf Hohenkrähen als dessen Besitzer  
der Eble Wilhelm von Fridingen, der in Mählen am Fuße  
des württembergischen Mägdeberges leibensame Leute hatte.  
Eberhard von Württemberg aber hatte Rechte zu Mählen  
und verlangte von den Bewohnern Mählen, daß sie ihm hul-  
digen, Fronen ausführen und anderes mehr. Den Fridinger  
argerte das nicht wenig und er verbot einer großen Zahl Leibe-  
diener bei Strafe diese Huldbüdingen. Fünf Jahre hatten die Be-  
wohner unter diesem Verrenten zu leiden, während welcher Zeit  
Eberhard sich mit Gewalt und Klute die Huldbüdingen und Fron-  
dienste erzwan, die dann der Fridinger wieder mit Geld und  
seitsweiliger Gefangenenshaft löste. Endlich im Jahre 1460 ver-

schieden sich beide Teile dahin, daß die Leibegebenen des Fridingers  
dem Grafen huldigen, ihm gehorchen und gewärtig seien, auch un-  
ter dessen Gerichtswang stehen, dagegen aber hätten sich die Gra-  
fen von Württemberg aller Schatzungen, alles Landbesitzens und  
aller Unbilligkeiten zu enthalten.

Bald darauf starb Wilhelm von Fridingen. Seine Söhne  
Hans, Melchior und Hans Thüring aber hielten sich nicht an den  
Vertrag; Hans setzte sogar für jedem seiner Leibegebenen je ein  
hundert Gulden Strafe (zugunsten seiner Leibe) an, weil sie  
dem Grafen Eberhard geschuldet hätten. Demgegenüber verbot  
Graf Eberhard bei Leibegebenen, die Fridinger irgendwie etwas  
zu verabsoluten, alle auch den Betrag der Geldstrafe nicht; dieser  
letzte Befehl wurde getreulich erfüllt, weil kein Untertan über  
hundert Gulden verfügte.

Später ließ Graf Eberhard bei Tuttlingen einen Landaraben  
ausheben, wozu er Fronen bebrauchte, die er von Mählen  
nahm. Darauf riefen die Fridinger selber Fronen, daß Eberhard  
keine Leute mehr bekommen konnte, worauf Eberhard mit Waffenge-  
walt seine Dienste durchzuführen ließ. Darauf hielten die Fri-  
dinger in Mählen ein, verbrannten den Ort und führten die  
Männer gefangen weg. Auch in die umliegenden württembergi-  
schen Lande fielen sie ein, führten auch hier Leute und Pferde  
gefangen weg, erreichten Geld und lezten manches Anwesen in  
Mise. Darauf rüstete Eberhard zur Gegenwehr mit allen Nach-  
mitteln jener Zeit und allen seinen Verbündeten, und besetzte  
auch seinen Burgstall Mägdeberg, das es fast eine Burg geworden  
war. Mit einem Kriegsboer sah er Ende Oktober 1479 in die  
Landgrafschaft Nellenburg, um der Feindschaft der Fridinger zu  
steuern. Vorhitzhalber einschuldete er sich wegen des beginnen-  
den Einfalls bei Erzbischof Sigmund von Oesterreich. Selbstriebe  
flogen hin und her, man schlug sich unter der Hand blutige Köpfe  
und jeder Teil machte Gefangene. Eberhard sah vor Sobentkrähen,  
eroberte die Burg, befreite die Gefangenen, das Schlachtfeld aber  
wies mehr Tote auf als vorher gefangen waren. Weitreichende  
Zugeständnisse wurden ihm gemacht, dann sah er wieder ab.

Nun möchte sich Erzbischof Sigmund von Oesterreich in die  
Sündel, denn die Fridinger waren seine Diener, die er schirmen  
mußte; zudem hatte er persönliche Angelegenheiten wegen des  
Bergwerks Zustimmungen mit Eberhard auszuweisen, daher war die  
Gelegenheit günstig zum Beginn einiger Handel. Zunächst be-  
standen diese im Papierkrieg, den Oesterreich bis nach dem dreißig-  
jährigen Krieg am besten führte. Daß Eberhard den Mägdeberg  
besetzt und ihn gar „Neu-Württemberg“ genannt hatte, das  
argerte Sigmund am meisten. Aber auch auf den Mägdeberg als  
Stanzort hatte er es abgesehen. Durch den Hauptmann Mang  
von Heßberg ließ er den Grafen zur Wirtung der Beste auf-  
fordern, was abgelehnt wurde. Sigmund belagerte nun die Burg.  
Eberhard hatte nicht so viele Leute, um die Belagerer sofort anzu-  
greifen, sammelte aber sein Heer bei Hohenfeld. Da erhielt er am  
19. Januar 1480 die Nachricht, daß die Burgbesatzung aufhört zu  
werden und die Burg verlassen habe. Hauptmann war Ulrich  
von Hohenlingen, der unter dem Verdacht stand, an der Sache  
Anteil zu haben. Erzbischof Sigmund von Oesterreich hatte nun den  
Mägdeberg erobert und er dachte nicht an Rückgabe. So kam die  
Sache vor den Kaiser. Dieser brachte am 30. Januar 1480 einen  
Uchrieb, wonach beide Teile Frieden an halten hätten, bis die  
Sache entschieden sei. Eberhard hielt diesen Frieden, nicht aber  
die Fridinger, die immer wieder Einfälle machten, raubten, Mensch  
und Vieh wegführten, jagten und brannten. Wer damals Freund  
und Feind war, wußten die Bewohner nicht mehr, weil auch  
Sigmunds Leute stahlen wie die Raben und den Fridinger be-  
günstigten. Auf dem Reichstag zu Nürnberg am 10. November  
1840 wurde endlich beschloßen und die Abmachungen untern 29.  
Januar 1481 bestätigt, daß Graf Eberhard den Mägdeberg an  
Erzbischof Sigmund von Oesterreich abzutreten habe gegen eine  
Summe von 15000 Gulden. Um der Sache einen besseren Anstrich  
zu geben zugunsten des Erzbischofs, wurde der Betrag als Dienst-  
geld ausbezahlt in fünf Jahresraten zu Richtigem von je 3000 Gul-  
den. Als Sicherheit mußte Sigmund die Stadt Sigmaringen ver-  
pfänden.

Nach mit den Fridingern kam 1481 ein Verleisch ankande,  
nach dem sich die Fridinger erboten, dem Grafen Eberhard drei Jahre  
lang gegen ein Dienstgeld von hundert Gulden wieder jeden männ-  
lichen zu dienen, ausgenommen gegen den Erzbischof, den Bischof  
von Konstanz und St. Georgensfeld im Saan. Nebenbei ver-  
sprachen sie, dem Grafen mit ihrer Burg gewärtig zu sein, wie es  
Dienern gebühre.

So endete die Fehde, die um etwas geringen Vorkrieges wegen  
unternommen wurde, zum Vorteil sowohl des Grafen Eberhard  
der alles zusammen für 1300 Mark Silber gekauft hatte), wie  
des Erzbischofs. Die Rotten aber hatten die Einwohnern von Mäh-  
len und die Bewohner der Umgegend zu zahlen gehabt, von  
denen viele verarmt, ihrer Habe beraubt und ihres Hauses ver-  
lustig waren, sehr viele aber hatten auch den „Selbsttot“ er-  
litten.

Der Ausbruch des Weltkrieges zeitigte keine anderen Resul-  
tate. Vielmehr sind die Früchte noch schlimmer, weil aus diesem  
Kriege tausende Gewinnen hoher Pensionen hervorgerufen  
sind, für die das Volk darben muß. Und auch in diesem Kriege  
gab es Tote und Verwundete, Witwen und Waisen, um dieses  
Ziel zu erreichen. Ist die Welt in den letzten Jahrhunderten  
fortgeschritten? Sie ist einestells stehen geblieben,  
andererseits ist ein Rückschritt festzustellen.

## Von Dirnen und Zubältern

Von Kriminalkommissar Gotthold Lehnerd

Es gibt auf dem Wege der Prostitution, in der Welt der Be-  
reicherung, der Tagelöhne und Schmarotzer keine Frau, die so wider-  
wärtig, so moralisch verkommen und verachtenswert ist, wie der  
Zubälter. Die Aufzucht der Dirne, sondern auch der Zutreiber  
von Kunden sei, ist irrisch. Er ist weder das eine noch das andere.  
Seine ganze „Tätigkeit“ besteht im Nichtstun und in der heimlich-  
lich-rohen „Ausbeutung“ der Dirne. Er lauert in einer Kneipe  
darauf, daß sie ihr Geschäft irgendwo tätigt und den Gewinn ein-  
streicht, um ihn ihr ganz oder zum größten Teile alsbald abzuneh-  
men und ihn in Spiel und Trank, oft sogar mit anderen Weibern,  
durchzubringen. Er laßt mit häßlichem Grinsen in der dunklen  
Küche und belauscht selbständig den nebenan sich vollziehenden Ge-  
schäftsakt, um nötigenfalls, bei Zahlungsstreitigkeiten, gewalt-  
tätig, aber immer aus dem Hinterhalt, den Streit zu schlichten,  
wobei oft nicht nur der vereinbarte Preis, sondern auch die ganze  
Brieftasche des „Kretzers“ seine Beute wird.

Er fächelt offenen Widerstand fast ebenso sehr wie die Arbeit,  
denn er ist bodenlos feige. Sein Mut ist gerade arabis genau, sich  
wenn er angetrunken ist, an seinem Mädchen zu verarschen und  
es bei nicht zufriedensstellenden Einmühen unter tobensten Miß-  
handlungen immer wieder auf die Straße zu jagen.

Stellt er besonders hohe Ansprüche an das Leben, die eine  
Dirne auch bei größtem Fleiß nicht befriedigen kann, so sandert  
er nicht, sich eine zweite zu verschaffen, die mit Willen der ersten  
ebenfalls für ihn „streicht“.

Die schämige Natur des Zubälters ist nicht vermindert, sondern  
durchsichtiger und nicht feiner. Ein Verweilen bei seiner Art ver-  
lohnt sich nicht. Außerordentlich ansehnlich jedoch erscheint eine  
kurze Unterjagung der Wäsche der Dirne, die sich für einen Zu-  
bälter lohnt.

Wie kommt die Dirne zu dieser Unterwerfung unter den depso-  
tischen Willen eines solchen elenden Wuschens? Um diese entschei-  
dende Frage beantworten zu können, muß man sich noch einmal  
vergegenwärtigen, daß die Dirne allein in der Welt dastehet und  
keinen anderen als den mit dem Reich geübten Verkehr mit ihren  
Berufsgenossen hat. Zu keinem Menschen zieht es sie hin, zu  
niemandem kann sie einmal wie ein Mensch zum Menschen sprechen.  
Sie friert in der eiskalten Oede ihrer Einsamkeit. Die Dürre mit  
dem die höchste Ernährung bringenden Geschlechtsakt, die auch dem  
jordanvollsten Menschen somnia Lichtfäden auf den Weg saubert,  
ist für sie entweicht und zu einem Beruf erniedrigt, in dem sich ihr  
das Empfinden, nur ein Abort des Mannes zu sein, täglich neu  
einkämmert. Sie empfindet Ekel vor der Besatzung und eine  
grenzenlose Verachtung des beneidenden Mannes, fern ist ihm doch  
immer nur als brüchiges Tier kennen.

Aus dieser feilschen Niederwerfung wächst ein unbesäh-  
barer Drang, nicht nur als Geschlechtsweib, sondern auch als  
Weib, als Mensch gewertet zu werden. Sie will umgekehrt  
nicht immer verachten und fühllos sein, sondern will selbst lieben,  
betreten und pflegen.

In ihren Beruf führt kein Kind hinein, ja, es führt ihn und  
macht ihn unmöglich. Wird sie schwanger, so kennt sie Mittel und  
Wege, sich ihrer Frucht zu entledigen. Trotzdem lebt ein Schein  
nach Mutterdienst in ihr, sie streift nach Bekleidung in irrend  
einer Form, und sei es auch nur in der Bekleidung eines Mannes,  
der ihr gehört. Das Wort von Joh. Müller, daß die Frau Kind,  
Gefühle und Mutter des Mannes zugleich sein will, trifft auch auf  
die Dirne zu.

Aus diesen Komponenten ergibt sich der Anstoß der Dirne  
an einen Mann. Dessen widerliche Charakterlosigkeit kommt ihr  
dabei nur im Augenblick des Jornes oder eines körperlichen Schmerzes  
vorübergehend zum Bewußtsein, ohne nachhaltige Wirkungen  
zu hinterlassen. Denn wenn die Dirne einmal liebt, tut sie es mit  
einer an Sinnlosigkeit grenzenden Dinnage.

welcher man einmühen, liebebegehrenden Weibe und widerwillig vor  
dem Gesicht in aller Deutlichkeit in letzter Minute ihre Re-  
schuldigung.

So liegt über dem Verhältnis der Dirne zu ihrem Zubälter  
eine tiefe Tragik. Die Dirne hält durch Qual und Schmerzen und  
Leid treu zu dem von ihr geliebten unwürdigen Mann.  
Oft spielt bei dieser blinden Unterordnung unter den gemalt-  
tätigen Zubälter ein ausgeprägtes maßstäbliches Moment eine er-  
hebliche Rolle. Die Grundlage hierfür ist schon die Natur in jeder  
stark femininen Frau vorhanden; für sie ist es eine Lebens- und  
Liebesnotwendigkeit, aufzuheben, anzubeten, zu unterliegen, den  
brutalen Querschnitt des Mannes abzuft, aber wohnschauernd über  
sich eracben zu lassen, den Schmerz der Defloration und des Ge-  
bürens wie eine beseligende Geißel zu empfinden.

Alle diese zu Masochismus hinneigenden Empfindungen erle-  
den zuweilen pathologische Steigerungen, die es be-  
wirken, daß solche Frauen auch Schläge, ja bestialisch rohe Miß-  
handlungen, geduldig und mit einem gewissen Wohlgefühl er-  
tragen. Manche geben soweit, daß sie bewußt und absichtlich den  
Mann zur Wut reizen, und so zu einer in Mißhandlung sich äußern-  
den Entladung veranlassen. Solche Momente sind, ebenso wie bei  
anderen Frauen, auch bei psychopathischen Dirnen vorhanden, haben  
sich jedoch so deutlich hervor, daß eine Vermeidung mit den oben  
angewiesenen psychischen Konflikten nicht möglich ist.

Wir war a. B. die frühere Geliebte eines erfolgreichen Bozers  
persönlich bekannt, die damals 20 Jahre alt war, ein typisches  
Weibchen, blond und mit nichtsagender Physiognomie. Für sie  
war der gewalttätige Beruf ihres Geliebten eine zeruelle conditio  
sine qua non, und sie geriet in eine ungeheure geschlechtliche Span-  
nung, wenn der Bozer sie in schlechter Laune zu allerlei Diensten  
wie eine Sklavin durch die Wohnung hin und her jagte und wenn  
er sie schließlic prügelte.

Es ist nicht weiter verwunderlich, daß gerade bei der Dirne  
die erwähnte Anlage zu masochistischen Reaktionen diese Steigerung  
erfährt. Denn sie ist bei der Ausübung des Geschlechtsaktes infolge  
innerer Kälte immer die Herrin der Situation, ist immer die Ueber-  
legene, immer unbeteiligt, beobachtend, berechnend. Kein Wunder,  
daß ihr Verlangen, auch mal die Unterliegende zu sein, zu einer  
Anhäufung der Empfindungen führt, die sich in ausgeprägtem  
Masochismus äußert. Das ewige Gebeh vom Fendel, dessen An-  
schlag nach der einen Seite immer ebenfolchen nach der anderen  
eracben muß!

Immer spielt der Zubälter eine bedeutende Rolle im Leben  
der Dirne. Die Schaffung des Zubälternarratropen (§ 181a des  
Reichsstrafgesetzbuches) im Jahre 1900, die sogenannte „1er Deime“,  
hat die bittere Notwendigkeit einer gesetzlichen Handhabung zur straf-  
rechtlichen Verfolgung bewiesen. Nebenbei sei bemerkt, daß dieser  
Paragraf wohl der einzige ist, der die von der modernen Rechts-  
prechung als wirtungslos aufgeschobene Mißbrauchstheorie beibe-  
halten hat, und zwar mit Recht. Die Möglichkeit für den Richter,  
neben der eigentlichen Freiheitsstrafe für Zubältere auch noch die  
Ueberweisung an die Landespolizeibehörde, also, mit anderen Wor-  
ten, die Zwangsarbeit, verhängen zu können, wirkt — darüber be-  
steht kaum ein Zweifel — abschreckend.

Um dieser Zwangsarbeit zu entgehen, ist der Zubälter auf den  
Gehalten gekommen, seine Dirne zu ehelichen. So wird das  
Zufeldkommenmal des § 181a (Das Ausgehaltenerwerb, das Le-  
ben vom Gewinne der gemeinwirtschaftlichen Anstalt) zum mindesten  
stark verschleiert, besonders, wenn der Ehemann a. B. als Straßen-  
händler Einnahmen beahndet, die ihm kaum zu widerlegen sind.  
Über auch an der Zubältere ist die Zeit nicht spurlos vor-  
übergegangen. Die Emancipation der Frau hat dazu geführt, daß  
sie auf den Gebieten des künstlerischen, geistlichen, gewerblichen und  
politischen Lebens aus sich heraus, einem Evolutionsgeseh folgend,  
in den letzten zwei Jahrzehnten einen ungeachteten Aufschwung  
nahm. Das hat dem Zubälternwesen einschneidende Abdruck getan.  
Auch die Dirne hat sich frei gemacht, hat sich vielfach vom Zubälter  
gelöst und sich auf sich selbst gestellt. Zum wenigsten ist der her-  
trich Forderungen ein abendlicher Ausgebaltener geworden.

Natürlich können hier nicht allgemein gültige Regeln auf-  
gestellt werden, umso weniger, als Gefühle sich nicht in Regeln  
zwängen lassen, zumal es sich hierbei um die Frauenwürde handelt,  
die an und für sich bereit ist, in jedem Augenblick das Knechtliche  
zu tun, wenn irgend ein plöblich aufkommendes Gefühl es verlangt.

Der Typ des ausgehaltenen Liebhabers, den sich die Kolotte  
von heute „fürs Hers“ anshafft —, den sie in leibende Wäsche steckt  
und in modische Anzüge erster Schneider kleidet, ist neuen Datums.  
Er breitete sich unter den Kolotten aus, als nach dem Kriege  
eine Anzahl von jungen, durch den Krieg aus der Bahn geschleu-  
verden Existensen die Großstädte bevölkerte, vor allem entlassene  
Offiziere, deren Abenteuererinstinkte das Frontleben gewohnt hatte.  
Freundchaften bahnten sich an, aus einem Zusammenstößen ge-  
boren, Liebesleuten entwickelten sich, bei denen der Mann stets der  
Rechnende, das Weib immer die Gebende war. Aus den Empfin-  
dungen heraus, die die Dirne zum Zubälter treibt, entwickelte sich  
bei der Kolotte eine ernstliche Liebe, bei dem Manne eine behag-  
liche Faulheit, die von der oft zu brennender Leidenschaft aufstim-  
mendem Liebe der Frau nur vergrößert wurde.

Auch hier spielt neben Geschichtsmomenten eine Art Eitelkeit  
eine Rolle insofern, als a. B. in Berlin sakrale Kolotten hals  
darauf sind, einen einflussbewehrten Ansehlichen der Aristokratie,  
wenn möglich einen Baron oder Grafen, zu den Gegenständen ihrer  
Liebesbegehren neben ihrem Reichthümer oder dem King Charles  
zu halten.